

■ Topografien der Nation

David Gugerli und Daniel Speich, Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert, Zürich (Chronos) 2002, 264 S., 29,90 Euro.

114

Das Titelbild zeigt eine Landkarte, auf die sich eine Hand stützt. Der schwarze Ärmel führt am oberen Bildrand ins Leere. Die Lektüre des Buches macht sichtbar, dass er in der goldenen Epaulette von General Dufour mündet, dem Schweizer Nationalhelden und Schöpfer der ersten Karte des Landes. Die Horizonterweiterung vom Ausschnitt zum Gesamtbild fängt die Thematik des Buches in zweifacher Weise ein: Die Verlagerung des Blicks von der Karte auf den »Kartenherrn« entspricht dem Perspektivenwechsel von einer geografisch-technischen zu einer politisch-sozialhistorischen Kartografiegeschichte. Gleichzeitig sensibilisiert diese Ausweitung des Blicks den Leser dafür, dass die Kartierung der Schweiz eine Redimensionierung der Wahrnehmung bewirken und den Eidgenossen erstmals einen nationalen Raum eröffnen konnte.

Wie die Kartografen des 19. Jahrhunderts ihre Karten, so entwerfen die Autoren des Buches ihre Darstellung als »Triangulation« – als Dreiecksbeziehung zwischen Politik, Kartografie und Landschaft. Keines dieser Beziehungselemente kann in ihren Augen als dem anderen vorgängig betrachtet werden. Die drei Teile des Buches behandeln die Kartografierung der Schweiz daher aus je einer dieser Perspektiven.

Im ersten Teil wird rekonstruiert, wie sich die politische und die kartografische Entstehung der Schweiz gegenseitig bedingten. Da sich die Eidgenossen dem militärisch-fiskalischen Wettbewerb des 18. Jahrhunderts weitgehend entzogen hatten, waren sie bei der Erhebung statistischer und geografischer Daten im Rückstand. Erst die

Einrichtung einer zentralen Militärverwaltung im Anschluss an die französische Okkupation erzeugte den Bedarf nach kartografischer Selbsterfassung. Zusätzlichen Auftrieb erhielt dieser Impuls durch die sozio-politischen Umwälzungen der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die die liberale Forderung nach Transparenz öffentlicher Ressourcen auf die politische Agenda brachte. Die wechselhafte Konjunktur dieser beiden Antriebskräfte strukturierte den Verlauf der kartografischen Erschließung: Wenn auch um 1830 eine grobe Vermessung des Landes abgeschlossen war, so ermöglichte doch erst der Liberalisierungs- und Zentralisierungsschub der frühen 1830er Jahre eine umfassende Kartierung. Um die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass die beachtlichen Kosten des Unternehmens eine sinnvolle Investition darstellten, war eine Popularisierungskampagne vonnöten. Dass der Brückenschlag zwischen militärischer Koordination, wissenschaftlicher Präzision und öffentlicher Legitimation gelang, war das Verdienst von Guillaume-Henri Dufour, seit 1832 Chef der Armee und Leiter des Unternehmens. In dreißigjähriger Arbeit entstand eine Kartierung der Schweiz, die den landesweiten Ausbau von Eisenbahn, Telegrafie und Wasserwegen ermöglichte, deren Qualität international neue Standards setzte und deren gezielte Inszenierung zur Festigung eines Schweizerischen Nationalbewusstseins maßgeblich beitrug. Die Kartografen waren somit nicht nur Nutznießer, sondern auch Akteure einer Entwicklung, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts von der rudimentären Bundesorganisation zur Nation führte.

Der zweite Teil widmet sich der organisatorischen und technischen Dimension. Es wird gezeigt, dass ein Diskurs der Präzision die Vermessung dominierte: Das Bestreben, an das internationale, zumal an das französische Niveau aufzuschließen, war für die Ingenieure handlungsleitend. Die »Trigonometrisierung« des Territoriums geriet dadurch zur naturwissenschaftlichen Taufe ei-

nes neuen Staatswesens, und der Bund gewann durch sein »geodätisches Definitionsmonopol« ein zusätzliches Legitimationsmoment.

Im dritten Teil wird außerdem gezeigt, wie erst die naturwissenschaftliche und kartografische Erschließung der Berge deren Aufladung zum nationalen Symbol ermöglichte. Wenn die anschaulichste Episode in diesem Kontext – die Entdeckung des höchsten Berges der Schweiz im Zuge der Vermessungsarbeiten und seine Benennung nach dem Schöpfer des Kartenwerks – bereits im ersten Teil diskutiert wird, so ist dies jedoch Ausdruck davon, dass es den Autoren nicht gelang, Materialdichte und analytische Stoßkraft ausgewogen auf die einzelnen Kapitel zu verteilen. Den an Erkenntnissen reichsten politischen Teil an den Schluss zu stellen, hätte einen Spannungsbogen erzeugt und zudem das Verständnis mancher Passagen erleichtert, da sich die kartografietechnischen Zusammenhänge dem geodätisch unbewanderten Leser nicht von selbst erschließen. Auch für Leser, die des Französischen mächtig sind, wird der Lesefluss überdies durch die allzu häufig eingeschobenen französischen Zitate erschwert.

Inhaltlich vermisst man den vergleichenden Blick nach Frankreich und vor allem nach Deutschland, wo das Fehlen einer politischen Integration auch eine nationale Vergewisserung durch Kartografie und Statistik verhinderte. Die zentrale These der Autoren hätte so noch deutlicher profiliert werden können. Dieses Desiderat lässt sich allerdings erst nach der Lektüre eines Buches formulieren, das neue Maßstäbe in der Analyse der Zusammenhänge zwischen Kartografie und Politik gesetzt hat.

LARS BEHRISCH
(BIELEFELD)

■ Hungrige Metropole

Keith R. Allen, Hungrige Metropole. Essen, Wohlfahrt und Kommerz in Berlin, Hamburg (Ergebnisse) 2002, 159 S., zahlreiche Abbildungen, 14,- Euro.

Wie jede Nahrungsaufnahme unterliegt auch das Mittagmahl sich verändernden gesellschaftlichen Bedeutungszuweisungen und Ausgestaltungen. In den unruhigen und rasch wachsenden Großstädten schien das Bild des allgemeinen, harmonischen und friedvollen Familienmahls seit Ende des 19. Jahrhunderts zerstört zu werden. Denn eine zunehmende Zahl von Menschen, denen die Rückkehr an den heimischen Mittagstisch nicht möglich war, aß jetzt außer Haus. Das nicht mehr gemeinsam zu Hause eingenommene Mittagessen wurde daher für manche Zeitgenossen zum Symbol einer Krise, die vor allem eine Ursache und mehrere weitreichende Folgen hatte. Ausgelöst wurde die Krise in ihren Augen dadurch, dass die häusliche Arbeitsteilung nicht funktionierte, weil der Familien-Ernährer fehlte oder ausfiel und die Hausfrau nicht wirtschaften konnte. Die Folgen der Krise wurden vor allem in Mangelernährung und daraus resultierender Krankheit sowie in wachsender Unzufriedenheit gesehen. Es waren diese antizipierten Folgen vermeintlicher Mangelversorgung, die sowohl einzelne philanthropische Bürger als auch tüchtige Unternehmer auf die Idee brachten, öffentlich ein warmes Mittagmahl anzubieten. Sie taten dies mit teilweise erstaunlichem Erfolg. Keith Allen nimmt die Spur all dieser Akteure auf und fragt am Berliner Beispiel, weshalb die Versorgung der Bevölkerung mit warmem Mittagessen nicht als reguläre Aufgabe staatlicher Fürsorge etabliert wurde. Er kombiniert zu diesem Zweck alltags- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Die gescheiterte Institutionalisierung der Ernährungsfürsorge will Allen als Lot nutzen, um die Reichweite und Effizienz der